

"Ich bin nicht ehemaliges Besatzungschild, sondern ich bin es immer noch": Brüche und Inkonsistenzen in Erzählungen von 'professionellen' Zeitzeug_innen

Kleinau, Elke; Schmid, Rafaela

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kleinau, E., & Schmid, R. (2016). "Ich bin nicht ehemaliges Besatzungschild, sondern ich bin es immer noch": Brüche und Inkonsistenzen in Erzählungen von 'professionellen' Zeitzeug_innen. *BIOS - Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 29(2), 241-252. <https://doi.org/10.3224/bios.v29i2.07>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

„Ich bin nicht ehemaliges Besatzungskind, sondern ich bin es immer noch“

Brüche und Inkonsistenzen in Erzählungen von ‚professionellen‘
Zeitzeug_innen

Elke Kleinau und Rafaela Schmid

1. Einleitung

Im Fokus des Projektes „Besatzungskinder in Nachkriegsdeutschland. Bildungs- und Differenzerfahrungen“¹ stehen die biographischen Erzählungen ehemaliger ‚Besatzungskinder‘. Im wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs werden damit Personen bezeichnet, die zwischen 1945 und 1955 in Deutschland geboren wurden und aus einer sexuellen Beziehung zwischen deutschen Frauen und Soldaten der alliierten Streitkräfte hervorgingen. Unser Forschungsinteresse gilt dem Aufwachsen dieser Kinder im Nachkriegsdeutschland sowie der damit verbundenen Frage, ob diese Kinder, die bisher als eine besondere vaterlose Gruppe beschrieben werden, tatsächlich eine solche ‚Besonderheit‘ unter all den in der Nachkriegszeit vaterlos aufwachsenden Kindern darstellten.²

Im Folgenden rückt die Biographie eines ‚Besatzungskindes‘ bzw. eines ‚Russenkinds‘³ in den Fokus. Im Vorfeld wurden wir durch ihn von unserer Anonymisierungspflicht entbunden (E-mail vom 29.10.2015). Zudem ist es kaum möglich, seine Identität zu verbergen, da er mittlerweile als Vertreter der ‚Russenkinder‘ unter seinem vollständigen Namen in Talkshows im Fernsehen, in Zeitungsartikeln sowie in Radiointerviews auftaucht. Wir verzichten aus forschungsethischen Gründen trotzdem darauf, seinen richtigen Namen zu nennen, sondern verwenden das selbst gewählte Pseudonym, das einer Veröffentlichung im Familienjournal der Kirchenzeitung des Bistums Münster zugrunde liegt (vgl. Weglage 2012).

Die Biographie von Johannes S. ist deshalb so interessant, da mit dem stetig wachsenden Zusammenschluss von Personen in sogenannten ‚Betroffenen-Netzwerken‘

1 Das Forschungsprojekt wird von der DFG gefördert.

2 Zum Thema ‚Besatzungskinder‘ in Deutschland ist in den letzten Jahren vermehrt geforscht worden. Zum Forschungsstand vgl. Fehrenbach 2001; 2005; Lemke Muniz de Faria 2002; Satjukow 2011; Satjukow/Gries 2015; Satjukow/Stelz-Marx 2015; Kleinau/Mochmann 2015; Kleinau 2016; Kleinau/Schmid 2016.

3 Die aus Beziehungen zwischen deutschen Frauen und sowjetischen Soldaten hervorgegangenen ‚Besatzungskinder‘ haben sich mittlerweile in Netzwerken zusammengeschlossen und bezeichnen sich selbst als ‚Russenkinder‘. Es handelt sich demnach nicht um eine individuelle Bezeichnung unseres Protagonisten, sondern um eine, die der kollektiven Selbstverortung dient.

eine Problematik für die Biographieforschung entsteht. Die Betroffenen haben ihre Lebensgeschichten im Austausch mit ‚Gleichgesinnten‘ bereits mehrfach verbalisiert. Für uns als Forscher_innen erschwert sich dadurch der Zugang zu einer gemeinsamen Entwicklung der Lebensgeschichte im Gespräch mit uns. Einige der Betroffenen haben zudem, ähnlich wie Johannes S., ihre Lebensgeschichten in Form von Zeitungsartikeln, autobiographischen Skizzen oder Autobiographien einem breiteren Publikum zur Verfügung gestellt. Durch ihre mediale Präsenz gewinnen sie den Status von ‚professionellen‘ Zeitzeug_innen, die eine durch regelmäßige Wiederholungen eingeübte Lebensgeschichte präsentieren. Die Biographie wird so erzählt, dass der Status als ‚Besatzungskind‘ in den Mittelpunkt gerückt wird. Je nach Kontext variieren die Segmente der Erzählung, die aktiviert werden. Zwar adressieren auch wir durch unseren Projekt-titel die Interviewten als ‚Besatzungskinder‘, jedoch ist in deren Erzählungen deutlich zu erkennen, ob die Personen ihre Lebensgeschichte bereits mehrfach mit Blick auf den Topos ‚Besatzungskind‘ verbalisiert haben. Das Erzählte beschränkt sich dabei oft auf Themenbereiche wie die Beziehung der leiblichen Eltern zueinander, das Bild des unbekannten Vaters sowie die erfolgreiche oder erfolglose Vatersuche, über die vorwiegend in den Netzwerken gesprochen wird. Eine klassische Analyse individueller Sinnkonstruktionen scheint in diesen biographischen Erzählungen zunächst einmal deutlich erschwert.

Um der Entstehung und Verfestigung einer solchen narrativen Identität als ‚Besatzungskind‘ auf die Spur zu kommen, haben wir – neben dem von uns erhobenen Interview – verschiedene andere Quellen zu Rate gezogen, die wir in der Reihenfolge ihrer Entstehung analysiert haben. Besondere Beachtung finden dabei Brüche, Inkonsistenzen und Veränderungen im zeitlichen Verlauf. Es geht uns nicht, das betonen wir nachdrücklich, um die Bagatellisierung einer individuellen Leidensgeschichte. Wir gehen vielmehr von der These aus, dass Johannes S. mit seiner Identität als ‚Besatzungskind‘ den Topos gefunden hat, um seiner Lebensgeschichte Kontinuität und Kohärenz zu verleihen, und dass die wiederholte Erzählung seiner Lebensgeschichte für ihn eine erfolgreiche Strategie zur Bewältigung einer psychisch belasteten Kindheit und Jugend darstellt.

2. Wie Erzählungen Identität stiften – zum Konzept der narrativen Identität

Wolfgang Kraus lehnt sich in *Das erzählte Selbst* an eine Identitätsauffassung – die der narrativen Identität – der narrativen Psychologie an. Dieser Auffassung entsprechend wird „Kohärenz und Kontinuität in der Identitätsbildung mit dem Mittel der Selbst-Narration erreicht“ (Kraus 2000: 159). Durch die Narration konzipiere die Person unter Rückgriff auf vielseitige Erlebnisse und Erfahrungen aus dem eigenen Leben, in Geschichten einen „geschlossenen Verweiszusammenhang“ (Kraus 2000: 160).

Hans-Christoph Koller (2012: 41) fasst Identität als „Übereinstimmung mit sich selbst“, dementsprechend wäre die narrative Identität der „Effekt eines Identifizierungsvorgangs“. Die Person artikuliere ein Bild von sich selbst, mit dem sie sich identifizieren könne. Allerdings, so Kraus, könne die narrative Identität nicht ohne das soziale Umfeld gedacht werden. Identität wird als „relationales Geschehen“ (Kraus 2000: 169) beschrieben. Die Generierung der Erzählungen über sich selbst spiele sich in „komplexen sozialen Prozesse[n]“ ab, die „die Art und Weise, in der eine Person sich erzählen kann, und damit auch ihr Verständnis von sich selbst“, beeinflussen

(ebd.:160). Dementsprechend seien Personen in ihrer Identitätsbildung je nach sozio-kulturellem Kontext befähigt, aber auch begrenzt. Der kommunikative Akt des Erzählens gehe dabei „nicht einfach aus der (vermeintlich) unmittelbaren Erfahrung hervor [...], sondern folgt kulturellen Mustern, die jene Einheit erst herstellen oder zumindest vorformen, von der eine Erzählung zu berichten vorgibt“ (Koller 2012: 40). Das Konzept der narrativen Identität, das „Sich-Erzählen“, sei durch „Offenheit und Unabgeschlossenheit“ gekennzeichnet (ebd.: 169), weshalb das Erzählen von Geschichten über sich selbst stetiger Wiederholung bedürfe.

Identitäten entstehen demnach im Akt des biographischen Erzählens, durch die nachträgliche Beschreibung vergangener Erlebnisse und Erfahrungen, die von einem bestimmten, gegenwärtigen Bewusstseinsstand aus erfolgen. In jeder Retrospektive verschieben sich die Bewertungen und Bedeutungen von Ereignissen, Wahrnehmungen und Empfindungen; dementsprechend werden andere Lebens- und Wirkungszusammenhänge gedacht und konstruiert als im unmittelbaren Erleben selbst. Im Verlauf seines Lebens erinnert der Mensch immer wieder biographisch entscheidende Erfahrungen, überdenkt sie und deutet seine vorhandenen Erinnerungen aufgrund aktueller Erfahrungen gegebenenfalls neu. Mit der chronologischen Analyse verschiedener autobiographischer Quellen versuchen wir nachzuzeichnen, welche Segmente seiner biographischen Erzählung Johannes S. auf dem Weg zur Generierung seiner Identitätskonstruktion als lebenslanges ‚Besatzungskind‘ jeweils bemüht.

Wir beginnen mit der 2012 publizierten Schrift *Depri. Ein Leben mit der Depression*, die unter dem Pseudonym Wolf B. Plura im Selbstverlag erschienen ist. Unsere zweite Quelle ist das von uns am 26. März 2014 geführte Interview bzw. das Familiengespräch mit Johannes S. und seiner Schwester Marianne K.⁴ Als dritte Quelle dient das 2015 erschienene Buch *Distelblüten. Russenkinder in Deutschland*, eine Sammlung von Lebensgeschichten selbstbetitelter ‚Russenkinder‘, die sich 2014 in einem Betroffenennetzwerk zusammengeschlossen haben. Der Sammelband wurde von Johannes S. herausgegeben und enthält auch autobiographische Fragmente von ihm. Die letzte Quelle ist ein Interview mit Johannes S. in der TV-Talkshow *Nachtcafé*, welche Anfang 2016 ausgestrahlt wurde.

3. ‚Opfer‘, ‚Geheilte‘, ‚Helfer‘ – Genese einer Identität als ‚Besatzungskind‘

Bei *Depri. Ein Leben mit der Depression* handelt es sich der Form nach nicht um eine klassische Autobiographie. Fakten und Fiktionen werden miteinander vermischt, so dass man den Text wahlweise als einen Roman mit stark autobiographischen Zügen oder als romanhaft ausgestaltete Autobiographie verstehen kann. Johannes S. betitelt das Buch im *Nachtcafé* als seine Memoiren. Die Erzählung beginnt mit dem (fiktiven) Tod der Ehefrau und einem zeitlichen Sprung zurück in die Anfänge ihrer Beziehung,

4 Unser Interview mit Johannes S. wurde vermittelt von Prof. Dr. Ingvill C. Mochmann, der Initiatorin des interdisziplinären und internationalen Netzwerks Children Born of War (CBOW). Die Idee, ein Interview mit ihm und seiner älteren Schwester zu führen, geht zurück auf die in der Forschung kursierende These, dass die Ausgrenzungs- und Stigmatisierungserfahrungen der ‚Besatzkinder‘ familiäre Auswirkungen hätten, die sogar bis in die Generation der Kinder und Enkelkinder hinein spürbar seien. Die Auswertung publizierter Autobiographien (vgl. Kleinau 2016) und erster Probeinterviews haben zu der Entscheidung beigetragen, neben vertikalen Familienbeziehungen auch horizontale in die Analyse einzubeziehen, weil der diskriminierende Umgang der Nachkriegsgesellschaft mit den ‚Besatzungskindern‘ auch im autobiographischen Gedächtnis der Geschwister nachhaltige Spuren hinterlassen hat.

einer typischen ‚Mussheirat‘ der 1960er Jahre. Es folgen Kapitel mit der Schilderung von brutalen Körperstrafen in der Kindheit, von gemeinsamen Urlaubreisen mit Freunden in der Pubertät im ‚sexuell freizügigen‘ Dänemark, späteren Reisen als Erwachsener bis hin zum immer wiederkehrenden Lamento einer emotional wie sexuell unerfüllten Beziehung mit einer ‚frigiden‘ Ehefrau, der sich der Protagonist durch Scheidung nicht entziehen kann oder will. Stattdessen plant er einen – in den Kapiteln 2, 4 und 6 werden die technischen Details obsessiv ausgewalzt – spektakulären Selbstmord mittels einer selbst gebauten Guillotine samt eines sich selbst entzündenden Scheiterhaufens. Dahinter steht der Wunsch des Protagonisten „mit einem großem Auftritt diese Weltbühne zu verlassen“ (Plura 2012: 262). Am liebsten würde er sogar mit Hilfe einer Webcam sein „Ende live in alle Welt“ übertragen, nur die Furcht vor einer vorzeitigen Entdeckung verhindert die Installation der Kamera (ebd.: 30). Mit derselben Obsession, mit der die minutiöse Planung des Suizids beschrieben wird, zieht sich auch die Thematisierung von Sex – fantasiertem, realem wie verweigertem – durch den Band. Der Erzählstrang wird häufig unterbrochen durch den Rückgriff auf Aufzeichnungen aus einem Tagebuch, das Johannes S. im Alter von 14 Jahren von seiner Schwester Marianne geschenkt bekam (ebd.: 41). Der eigentlichen Erzählung ist ein Motto vorangestellt, das mit den Worten endet: „Die Geburt liegt im Dunkeln. Der Tod nicht“ (ebd.: 2). Die Bedeutung dieses Sinnspruchs erschließt sich den Leser_innen erst nach und nach, wobei mit ihm bereits das alles beherrschende Thema der Publikation angesprochen ist. Die Geburt liegt für Johannes S. „im Dunkeln“, weil er aus einer Vergewaltigung seiner Mutter durch einen Rotarmisten hervorgegangen ist. Dieses Stilmittel – die Kunst der Andeutung – verwendet Johannes S. auch in *Distelblüten* und im *Nachtcafé*. Es dient dem Spannungsaufbau und soll die Leser_innen bzw. Zuhörer_innen zum Weiterlesen bzw. -hören animieren.

Erste Andeutungen über die Umstände seiner Zeugung werden bereits in Kapitel 1 der Erzählung platziert. Johannes S. erzählt seiner schwangeren Freundin und späteren Frau Helga „die Geschichte mit meinem Vater“ (ebd.: 21). Erst in Kapitel 3 wird der ‚rote Faden‘ wieder aufgenommen, in dem der Autor seine Mutter sich und ihre heftigen Prügelattacken damit rechtfertigen lässt, sie habe doch dem Kind „[...] den schlechten Charakter ausprägeln“ müssen. „Wie sollte das Kind auch bei dem Verbrecher von Vater einen guten oder zumindest akzeptablen Charakter haben?“ (Ebd.: 34).⁵ In Kapitel 2 berichtet Johannes S. über mehrere Versuche seiner Mutter, die Schwangerschaft mit ihm vorzeitig zu beenden.⁶ Die Umstände seiner Zeugung greift der Autor dann einige Seiten später auf und dramatisiert den Zeitpunkt seiner Aufklärung – den Tag nach seinem 13. Geburtstag – mit dem Topos vom Ende seiner Kindheit. In ihm reift „schlagartig“ die Erkenntnis (ebd.: 39), dass er nicht denselben Vater haben kann wie seine beiden älteren Schwestern, da er – 1946 geboren – bei einer neunmonatigen Schwangerschaft unmöglich das Kind eines bereits 1942 Gefallenen sein kann. Auf

5 Im kirchlichen Kontext wird dieser Erzählbaustein von Johannes S. religiös aufgeladen. Dort wird er mit den Worten zitiert, die Mutter habe ihm „das Böse der russischen Zeugung“ austreiben wollen (Weglage 2012: 9).

6 Damit präsentiert der Autor einen Wissensstand, der sich den Leser_innen erst in Kapitel 12 erschließt, als der Autor ein Gespräch mit einer seiner Tanten wiedergibt, in dem von einem Abtreibungsversuch seiner Mutter die Rede ist, von ihrer anfänglichen Wut und Verzweiflung über das ‚Russenkind‘, dass sie sich dann jedoch dem Angebot, das Kind wegzugeben, widersetzt habe (Plura 2012: 248). Im Interview wird präzisiert, dass das Angebot von einer anderen Schwester der Mutter kam.

seine angeblich „ruhig und cool“ hervorgebrachte Frage (ebd.: 39), wer denn sein Vater sei, lässt der Autor die Mutter „hauchen“: „Russen, sie sind gekommen und haben mich...“. Das ‚vergewaltigt‘ war kaum zu verstehen“ (ebd.: 39). Danach sei zwischen ihm und seiner Mutter nie wieder darüber gesprochen worden, aber die Geschichte der Vergewaltigung wird in dem Band insgesamt viermal thematisiert, ein deutliches Zeichen dafür, wie sehr Johannes S. mit dieser Offenbarung zu kämpfen hatte. Kapitel 5 geht mit einem Auszug aus dem Tagebuch deutlich ausführlicher auf diese Aufklärungsszene ein. Johannes S. berichtet, ihm seien „blitzartig“ alle Geschichten eingefallen, die seine Mutter „aus der Kriegs- und Nachkriegszeit bei Verwandtentreffen erzählt“ habe (ebd.: 64). Auf die von ihm vorgebrachte Frage, ob sein Vater ein Russe gewesen sei und wie er ausgesehen habe, lässt der Autor die Mutter „verzweifelt“ hervorstoßen: „ich weiß doch nicht, welcher es war“ (ebd.: 64). Während in dieser Sequenz suggeriert wird, die Mutter sei einer Massenvergewaltigung zum Opfer gefallen und die Vaterschaft insofern nicht feststellbar, hob die jüngere Schwester der Mutter, die bei der Vergewaltigung zugegen war, in einem Gespräch mit dem Protagonisten die Ähnlichkeit von Johannes S. mit seinem Erzeuger hervor (vgl. ebd.: 248). Dieses Gespräch hat allerdings, wie aus dem mit uns geführten Interview hervorgeht, erst in den 1990er Jahren stattgefunden. In dem 2012 erfolgten Interview mit der Redakteurin von *Miteinander Leben* wird Johannes S. mit der deutlich präziseren Aussage zitiert, seiner Tante zufolge habe es sich bei dem russischen Soldaten um einen jungen Mann Anfang zwanzig gehandelt (vgl. Weglage 2012: 11). Dies deckt sich mit den Beschreibungen in *Distelblüten* (vgl. Distelblüten 2015: 92).

Im Umgang mit seiner ‚russischen Herkunft‘ zeigt Johannes S. in *Depri* hochgradig ambivalente Züge. Zum einen schämt er sich dieser Herkunft und hofft, dass niemand ihn darauf anspricht (Plura 2012: 40), befürchtet, dass alle Welt von diesem familialen ‚Geheimnis‘ gewusst habe, nur er nicht. Zum anderen beginnt er sich mit dieser ‚Abstammung‘ zu identifizieren, indem er zunächst das Vergehen seines Erzeugers mit der Erklärung relativiert, auch Russen könnten „anständige Menschen“ sein, im Krieg könne auch ein „anständiger Mann“ versagen (ebd.: 51). Diese angeblich aus seinem Tagebuch stammenden Überlegungen werden flankiert von einem in *Depri* aufgenommenen Brief, der von einer Person namens Doris stammen soll. In welcher Beziehung Johannes S. zu Doris steht, erfahren wir zunächst nicht. In *Distelblüten* wird jedoch derselbe Brief zitiert und einer Schwägerin zugeschrieben. In dem Brief versucht die Schwägerin das Verhalten von Johannes S.’ Vater mit den Worten zu erklären, es sei zwar „abscheulich“, was er getan habe, jedoch könne in Extremsituationen wie einem Krieg jeder zum Mörder werden und so auch „jeder Mann zum Vergewaltiger“ (Distelblüten 2015: 103; Plura 2012: 51f.). Von der Familie seiner Mutter beginnt Johannes S. sich zu distanzieren, bezeichnet sie als „andere[.] Familie“, die er „nicht ausstehen“ könne, mit der er nichts „gemein“ habe, er gehöre „zu den vielen Millionen Russen“ (Plura 2012: 87). Das Verhältnis zu seiner Mutter wird anscheinend von der Eröffnung, dass er ein nicht-eheliches, aus einer Vergewaltigung stammendes Kind ist, nicht nachhaltig berührt. Angesichts der Tatsache, dass seine Mutter auf der Flucht aus Ostpreußen sich seiner ohne weiteres hätte entledigen können, da er amtlicherseits noch gar nicht registriert war, dass sie ihn ohne jegliche Unterstützung von ihrer Witwenrente großgezogen habe, lässt ihn auf die heimlich mitangehörte Unterstellung seiner Arbeitskollegen, seine Mutter habe sich für „ein Butterbrot und ein paar Zigaretten [...] flachgelegt“ und gebe es jetzt als Vergewaltigung aus, um staatliche Entschädigung zu

kassieren, „seltsam ruhig“ reagieren (ebd.: 85). Was bleibt, ist das ihn ständige begleitende Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit, das Gefühl, ob seiner kriegsbedingten Vaterlosigkeit ‚Opfer‘ zu sein, aber auch ‚Opfer‘ seiner emotional wie sexuell unzugänglichen Ehefrau, an deren Seite er regelrecht ‚verhungere‘.

Bereits in *Depri* berichtet Johannes S. von ersten Versuchen der Kontaktaufnahme mit Betroffenen, die jedoch scheitern. Auf seiner Suche nach Kriegskindern findet Johannes S. im Internet viele Schicksale sogenannter ‚Wehrmachtskinder‘ in Frankreich, aber Kinder wie ihn gebe es nicht, sie seien alle tot (vgl. ebd.: 52), gemeint ist: abgetrieben. Erst im Schriftverkehr mit der Unabhängigen Beauftragten zur Aufklärung des sexuellen Kindesmissbrauchs Christine Bergmann, an die Johannes S. sich wendet, weil er sich als ein nachgeborenes Opfer sexueller Gewalt fühlt, bringt diese den Termin ‚Besatzungskind‘ ein. Sie verweist auf Forschungen des Deutschen Historischen Instituts in Moskau und regt an, auf „diesem Weg Kontakte zu anderen ehemaligen ‚Besatzungskindern‘ zu finden und eine Selbsthilfegruppe zu gründen“ (ebd.: 272). Das Buch endet mit letzten Vorbereitungen zur Durchführung des Selbstmords.

Zwischen dem Schreiben von *Depri* und dem von uns geführten Interview liegen circa zwei Jahre, in denen sich bezüglich der Suche nach ‚Gleichgesinnten‘ einiges ereignet hat. Kurz vor unserem Interview hatte sich die Gruppe der ‚Russenkinder‘ in Leipzig konstituiert⁷ Die Teilnehmer_innen hatten sich dort über ihr Leben als ‚Besatzungskind‘ ausgetauscht und gegenseitig Anerkennung und Wertschätzung erfahren (vgl. Kleinau 2015: 180).

In der Erzählaufforderung des von uns geführten Interviews adressieren wir Johannes S. als „ehemaliges Besatzungskind“ (T JS: 2, 50) – ehemalig, da er mittlerweile über 60 Jahre alt ist – worauf dieser seine Identität als ‚Besatzungskind‘ mit der Antwort: „Gut, aber ich bin nicht ehemaliges Besatzungskind, sondern ich bin es immer noch“ (ebd.: 2, 53), zu behaupten versucht. Unsere Adressierung als ‚ehemaliges Besatzungskind‘ scheint ihm zu missfallen, da er anscheinend annimmt, wir wollten ihm seinen Status des durch die Besatzungszeit gezeugten Kindes absprechen. Dadurch würden wir seine innerhalb der Gruppe neu gewonnene Identität negieren, über die er sich momentan zu definieren scheint. Mit seinem Beharren auf den Status als ‚Besatzungskind‘ wiederholt und aktualisiert er diese Identitätskonstruktion nun in einem anderen sozialen Kontext, dem Forschungskontext, denn auch uns gegenüber möchte Johannes S. diese Identität, nach all den in *Depri* geschilderten Identitätskrisen bewahren und festigen.

Auf den Vorschlag „[v]ielleicht fangen Sie an mit ihrer frühen Kindheit“ (ebd.: 2, 51f.) antwortet Johannes S. „da möchte ich noch weiter ausholen“ (ebd.: 2, 56). Nicht nur im Interview mit uns, sondern auch im *Nachtcafé* versucht Johannes S. die Gesprächsführung zu übernehmen. Da wir aber sein Buch bereits gelesen hatten, war ihm möglicherweise klar, dass er in diesem Gespräch keinen Spannungsbogen hinsichtlich seiner Zeugungsgeschichte aufbauen kann bzw. muss. Aus diesem Grund verweist er bei der Aufklärungsszene zwischen ihm und seiner Mutter auf sein Buch, denn dort sei es ja „ähnlich [...] beschrieben“ (ebd.: 3, 83f.). An späterer Stelle im Interview greift Johannes S. diese Szene erneut auf und ergänzt sie durch ein nicht unwichtiges Detail:

7 Über den Kontakt mit Children Born of War nahm Johannes S. an einer seit 2012 laufenden psychologischen Studie der Universitäten Leipzig und Greifswald mit dem Titel „‚Besatzungskinder‘: Die Kinder des Zweiten Weltkrieges in Deutschland: Psychosoziale Konsequenzen, Stigmatisierung und Identitätsentwicklung“, unter der Leitung von PD Dr. Heide Glaesmer und PD Dr. Philipp Kuwert, teil.

Seine Mutter habe ihm von der Vergewaltigung erzählt, danach jedoch noch gesagt „ich mag dich und du bist jetzt hier angenommen“ (ebd.: 17, 488). In *Depri*, wo die Szene mehrfach vorkommt, wird die Konstellation genau umgekehrt erzählt. Dort ist er der große, ganz erwachsen agierende Junge, der die weinende Mutter in den Arm nimmt und tröstet (vgl. Plura 2012: 40, 64f.). Ganz allgemein orientieren sich Johannes S.' Erzählungen während des Interviews stark an seinen Ausführungen in *Depri*, dessen Verfassen er u.a. als Grund seiner ‚Besserung‘ angibt. Ein weiterer Grund sei der Kontakt zu der Initiatorin von CBOW und dem Treffen in Leipzig, denn jetzt sei er „so weit, dass [er] ziemlich offen auch mit fremden Leuten sprechen“ könne (T JS: 4, 107f.). Irritationen seiner Erzählungen und Darstellungen erfolgen während des Interviews durch seine Schwester Marianne K., die ihm nicht in allen Belangen zustimmt und vor der er um gewisse Segmente seiner Identitätskonstruktion kämpfen muss. So erzählt sie, dass in der Familie „nie viel geredet“ wurde, da – wie damals üblich – die Kinder nicht am Erwachsenenleben teilhatten (ebd.: 4, 117). Die ‚russische Zeugung‘ scheint demnach kein spezielles Tabuthema gewesen zu sein, zumal die Mutter Johannes S. mit 13 Jahren unaufgefordert davon erzählte.

Marianne K. erzählt ausführlich auch über ihre eigene Kindheit (vgl. ebd.: 5ff.), insbesondere über ihre Erfahrungen auf der Flucht aus Ostpreußen. In diesem Moment des Interviews steht sie im Mittelpunkt, was Johannes S. zu missfallen scheint, denn er reißt das Gespräch an sich. Die Schwester berichtet, dass sie oft auf den Jüngeren aufgepasst habe, dann räuspert sie sich, was Johannes S. zu der Frage nutzt: „Soll ich dazu noch was erzählen?“ (Ebd.: 9, 268: Hervorhebung EK u. RS), der wir zustimmen. Zu erwarten wäre gewesen, dass Johannes S. an die Erzählsequenz seiner Schwester anknüpft, stattdessen fährt er mit seiner Geschichte fort: „zu dem, was ich nach dem dreizehnten Geburtstag gemacht hab“ (ebd.: 10, 272). An einer anderen Stelle des Interviews unterbricht er seine Schwester sogar, um mit seinen Erzählungen, die fast eins zu eins mit denen aus *Depri* übereinstimmen, fortzufahren (ebd.: 13, 378). Während des weiteren Verlaufs pendeln sich die Redebeiträge der beiden jedoch ein.

Johannes S. kommt im Interview auch auf seine Suizidgedanken und deren Inszenierung in *Depri* zu sprechen. Auf die Frage, ob die Schwester das Buch gelesen habe, antwortet sie, dass sie diese Szene ausgelassen hätte. Sie gestehe ihm zu, dass er seine Vergangenheit aufarbeite und von seinen seelischen Nöten berichte, aber die „minuziöse Aufarbeitung“ seiner Suizidgedanken wolle sie nicht lesen „Das les ich nicht [...] das will ich nicht mehr [...] nein, das nicht mehr“ (ebd.: 15 443 ff.). Dieses suizidale Segment seiner Identitätskonstruktion ist demnach keines, das im sozialen Kontext seiner Familie Anerkennung findet. Die Schwester beginnt, wenn auch unabsichtlich, mit ihren Erzählungen weitere Segmente von Johannes S.'s Identitätskonstruktion in Frage zu stellen. Die körperliche Nähe, nach der er sich in *Depri* so sehr sehnt, sei auch ihr von der Mutter verwehrt worden (vgl. ebd.: 39, 1142ff.), und die Prügel seien nicht allein sein Problem gewesen, „die haben wir auch gekriegt“ (ebd.: 40, 1182). Körperliche Distanz und Schläge sind demnach kein Alleinstellungsmerkmal von Johannes S. Die Identifikation mit dem ob seiner ‚russischen Zeugung‘ oft und heftig geschlagenen Kind versucht er mit dem Ausruf zu retten: „[I]ch hab ja nur gesehen, dass ich sie gekriegt hab“ (ebd.: 40, 1185). Johannes S. scheint vieles ausschließlich auf sich bezogen zu haben, was auch in seiner Beschreibung eines Onkels als „Russenhasser“ deutlich wird, den seine Schwester „sogar“ als einen „Menschenhasser“ titulierte (ebd.:

59,1762ff.). Auch an den von Johannes S. thematisierten „Minderwertigkeitskomplexe[n]“ (ebd.: 51, 1503) hat Marianne K. in ihrer Kindheit und Jugend ebenfalls gelitten. Nicht nur die körperliche, sondern auch die verbale Zuneigung und das Lob der Mutter hätten ihr gefehlt (vgl. ebd.: 51, 1511).

Johannes S.' Auffassung von seinem ‚besonderen Schicksal‘ als ‚Besatzungskind‘ teilt Marianne K. nicht. Sie habe beispielsweise an ihrer „emotionalen Armut“ arbeiten müssen, als ihre Söhne sie darauf aufmerksam machten, dass in ihrer Familie weniger geschmust würde als in anderen (ebd.: 66, 1971). „[O]ffensichtlich“ habe sie das von ihrer Mutter Übernommene „weitergegeben“ (ebd.: 67, 1992). Johannes S. lechzte dagegen den Ausführungen in *Depri* zufolge seit jeher nach körperlicher Nähe. Mit der Art und Weise, wie er dies in Äußerungen über seine Frau zur Sprache bringt, ist seine Schwester jedoch nicht einverstanden. Er stelle einen „Überan [...] Anspruch“ an seine Frau, eine „Übermutter“ (ebd.: 70, 2081) zu sein. Das, was er durch seine Mutter in der Kindheit vermisst hätte, solle sie nun ausgleichen. Und sei dies nicht fiktiv, stelle sie sich die Frage, wie er seine Frau weiter in seinem Leben mitnehmen könne (vgl. ebd.: 70). Johannes S. schiebt, wie im Buch, die Schuld auf seine Frau. Er habe sie schließlich heiraten müssen, da sie schwanger war, und habe damals den „Ehrenkodex“ gehabt: „Wer eine schwängert, der heiratet sie auch“ (ebd.: 71, 2126). Der damit beanspruchte ‚Opferstatus‘ wird von Marianne K. hinterfragt, worauf Johannes S. sogleich auf eine weitere Situation verweist, in der das Segment ‚Opfer in der Ehe‘ seines Identitätskonstrukts nicht anerkannt worden sei. Die Leiterin der Leipziger Besatzungskinderstudie habe *Depri* ebenfalls gelesen, und er habe gehofft, dass sie bezüglich des Themas „anspringen würde, nach dem Motto, was kann die als Psychologin da für sich rausfischen, oder auch für mich“ (ebd.: 72, 2158f.). Sie habe sein Buch dann aber lediglich „zur Kenntnis genommen, fertig aus“ (ebd.: 73, 2164). Die Psychologin handelte in dieser Situation völlig korrekt und wehrte den ethisch nicht haltbaren Versuch einer Verquickung von Forschung und Therapie ab.

In *Distelblüten* besteht die autobiographische Erzählung Johannes S.'s fast ausschließlich aus Fragmenten aus *Depri*. Johannes S. berichtet von den Prügel Szenen, den missglückten Abtreibungsversuchen und von der Flucht, bis er schließlich nach sechs Seiten auf das ‚klärende Gespräch‘ zwischen ihm und seiner Mutter zu sprechen kommt (vgl. *Distelblüten* 2015: 88). Die Sequenz übernimmt er fast wortwörtlich aus *Depri*. Hier inszeniert er sich jedoch nicht als ‚Tröster‘ seiner Mutter, und er erwähnt auch nicht die liebevollen Worte seiner Mutter, von denen er uns im Interview berichtete. In der *Distelblüten*-Version wird das Gespräch wesentlich kürzer präsentiert, wodurch die Mutter deutlich kühler wirkt.

Durch die Zitation des bereits erwähnten Gesprächs mit seiner Tante nimmt die Gestalt des Erzeugers von Johannes S.' in *Distelblüten* Konturen an. Es steht also nicht zur Debatte, dass der Junge, wie in *Depri* skizziert, einer Massenvergewaltigung entstammt. Zugleich passt Johannes S. sich mit der stärkeren Thematisierung des Vaters dem in den Betroffenennetzwerken herrschenden Gesprächskanon an, in dem die Suche nach den biologischen ‚Wurzeln‘ väterlicherseits großen Raum einnimmt.

Seine Identifikationsversuche mit dem russischen Vater verdeutlicht Johannes S. in *Distelblüten* nicht nur durch Auszüge aus seinem Tagebuch, die er auch in *Depri* verwendet hat und in denen er von seinem Vater als „anständige[m] Mann“ (*Distelblüten* 2015: 100) spricht, sondern auch, indem er die Verwendung des Adjektivs ‚anständig‘ für die eigene Selbstbeschreibung nutzt. Er fragt sich und die Lesenden, ob seine Mutter

vielleicht „inzwischen stolz auf“ ihn sei, sei er „doch ein ‚anständiger‘ Mensch geworden.“ (ebd.: 94). Über weitere Beschreibungen von Ablehnung und Körperstrafen, wieder *Depri* entnommen, thematisiert er seinen depressiven Zustand. Seine suizidalen Gedanken spricht er jedoch nur gut verkläusuliert an, indem er über eine von ihm verfasste Kurzgeschichte berichtet, in der er „ums Leben“ kam (ebd.: 95). Zweierlei transportiert Johannes S. mit diesem Erzählsegment: Zum einen entwirft er sich als Autor und zum anderen gibt er dem lebensverneinenden Segment in seiner Identitätskonstruktion Raum. Im Unterschied zu *Depri* und dem Interview, in welchem dieses Segment durch seine Schwester in Frage gestellt wird, stellt er dieses jetzt als fiktiv dar. Seine Suizidgedanken und -versuche scheinen für Johannes S. identitär so wichtig zu sein, dass er diese nicht komplett weglassen kann, sie also in irgendeiner Form erwähnen muss. Um das Konstrukt des Autors zu stärken, berichtet er in *Distelblüten* vom Schreibprozess von *Depri*, bei dem sich „Tatsache und Fiktion vermischte[n]“. (ebd.: 96) „Das Schreiben dieses Buch[es] [habe ihn] [...] aus dem Turm des Schweigens befreit“ (ebd.: 96).

In *Distelblüten* verortet sich Johannes S. durch die immer wiederkehrenden Erzählungen über Gewalterfahrungen, Depressionen und Ängste weiterhin als ‚Opfer‘. Er präsentiert den Leser_innen eine ‚Opferidentität‘, die bei ‚Besatzungskindern‘ oder auch bei Kindern, die einer Vergewaltigung entstammen, durch die Medien gestützt wird. Deshalb kann Johannes S. davon ausgehen, dass diese Identität von den Leser_innen anerkannt wird. Im letzten Fragment seiner Erzählung präsentiert er sich hingegen als jemand, der die Identitätskrisen der Vergangenheit erfolgreich gemeistert hat. Er schreibt: „Jetzt, über fünfzig Jahre später, verstehe ich fast nicht mehr, warum es mir so schlecht ging. [...] Alle Menschen hätten damals reden sollen und sich nicht verkriechen müssen“ (ebd.: 104). Dies mutet zunächst wie ein Versuch an, sich der Identitätskonstruktion als ‚Opfer‘ zu entledigen. Mit dieser Inszenierung als ‚Geheilte[r]‘ adressiert er hier all diejenigen, die noch nicht über ihre Erlebnisse als ‚Russenkind‘ oder ‚Besatzungskind‘ gesprochen haben. Der letzte Satz dieser Sequenz „[d]azu ist es noch nicht zu spät“ (ebd.: 104) klingt wie ein Aufruf. Durch das Reden über die Erlebnisse habe er es schließlich geschafft, dass es ihm heute nach Jahren des Leids gut ginge.

Diese Identitätskonstruktion des ‚Geheilten‘ wird in späteren Erzählungen weitergeführt und verfestigt sich, da Johannes S. in der Zwischenzeit durch öffentliche Auftritte gelernt hat, sich als Sprachrohr für ‚Russen- und Besatzungskinder‘ zu inszenieren. Und diese Rolle funktioniert am besten, wenn man nicht mehr mitten in einer Krise steckt.

In der Talkshow *Nachtcafé*, ausgestrahlt am 22. Januar 2016, mit dem Titel *Kindheit – prägend fürs Leben?* beginnt Johannes S., entgegen der Frage des Moderators, von der Gegenwart zu berichten: „Und ganz vorweg, also ich bin jetzt zurzeit emotional [...] wahnsinnig gut drauf, äh besser als jemals im Leben.“ (T NC: 1, 12f.) Was das Verhältnis zu seiner Mutter angeht, zeigt er sich nun abgeklärt und psychologisch informiert. Seine Mutter sei heute zwar leider dement, jedoch „dermaßen friedlich und ausgeglichen“ (ebd.: 1, 15). Durch sein fachliches Wissen über Traumata und Folgen von Schwangerschaft könne er heute nachvollziehen, weshalb seine Mutter früher emotional „zurückhaltend“ gewesen sei (ebd.: 1, 21). Er rekurriert dann etwas vorwurfsvoll – ähnlich wie in *Depri* – auf die fehlende körperliche Nähe, gesteht diese jedoch nun

auch seinen Geschwistern zu. Auch im *Nachtcafé* bedient sich Johannes S. des Stilmittels der Andeutung, um die Spannung über seine Herkunft aufrechtzuerhalten. Er nutzt die Talkshow als Bühne für sein ‚Theaterstück‘. Das Zusammenspiel zwischen ihm und dem Moderator funktioniert bestens, denn dieser liefert ihm durch seine Nachfragen oder Erzählaufforderungen genau die Vorlagen, die Johannes S. benötigt, um erneut das Identitätskonstrukt des ‚Opfers‘ präsentieren zu können. Es ist davon auszugehen, dass bereits im Vorgespräch erarbeitet wurde, welche Themenbereiche aus seiner Biographie besonders interessant für das Publikum sein könnten. Dem Thema der Sendung entsprechend, entschied man sich für die schwierige Kindheit, für die russische Herkunft, aber auch für seine suizidalen Gedanken. Nachdem Johannes S. die gängigen Themen wie Prügel, den Tag, an dem seine Kindheit endete, und die Abtreibungsversuche seiner Mutter abgehandelt hat, kommt der Moderator auf „existentielle Krisen“ zu sprechen, die „dieses Gefühl, nicht gewollt zu sein, eigentlich gar nich’ auf der Welt sein zu sollen, den Vater nich’ zu kennen [und] durch ’ne Vergewaltigung gezeugt“ worden zu sein, hervorgerufen haben müssen (ebd.: 5, 220ff.). Johannes S. bekommt vom Moderator geradezu eine Steilvorlage für die Aktualisierung des suizidalen Segments seiner Identitätskonstruktion geliefert. Die Erzählung wird vorsichtig mit dem Halbsatz eingeleitet, „ich will nich’ sagen, dass ich’s versucht hab“ (ebd.: 6, 235), aber dann folgt ein sehr detaillierter Bericht. Es scheint Johannes S. zu gefallen, dass er sich an dieser Stelle als ‚psychisch Leidender‘ darstellen kann, damit Mitgefühl auslöst, aber zeitgleich durch seine Einführung, dass es ihm heute ja gut ginge, nicht auf diese Identität festgeschrieben wird, sondern die des ‚Geheilten‘ präsentieren kann. Heilung, das wissen wir aus *Distelblüten*, brachte ihm das Schreiben von *Depri*. Dieser Heilungsprozess wird in der Talkshow publikumswirksam ausgeschmückt. Bei einer Reise in die libysche Wüste habe er einen „fantastischen Sternenhimmel“ (ebd.: 7, 292) erlebt, und unter dem Eindruck prähistorischer Wandmalereien habe er sich Gedanken darüber gemacht, dass er – im Gegensatz zu den Menschen der Vorzeit – „aus der menschlichen Erinnerung vertilgt sein“ würde, sollte er jetzt die Welt verlassen (ebd.: 7, 295). Um dem entgegenzuwirken, habe er sich entschieden, seine „Memoiren“ zu schreiben (ebd.: 7, 297). Diese Szene, die in den anderen Quellen nicht auftaucht, knüpft, indem sie sich einprägsamer visueller Topoi bedient, in geradezu idealer Weise an die Sehgewohnheiten des Fernsehpublikums an. Im Interview mit seiner Schwester ließ Johannes S. sich angeblich durch Grimmelshausens *Simplicissimus* zum Verfassen von *Depri* inspirieren. Er sah seine Lebensgeschichte als erhaltenswert für die „Nachwelt“, da sein „Leben [...] nicht ganz so verlaufen [sei] wie das von irgendwelchen anderen Wohlstandskindern“ und er „ein bisschen was Besonderes“ sei (ebd.: 14, 398ff.).

Am Ende des Interviews im *Nachtcafé* verweist Johannes S. auf *Distelblüten*. In der Gruppe hätten sie beschlossen, nicht länger schweigen zu können und ihre ‚schlimmen‘ Lebensgeschichten zu erzählen. Da er bereits „Erfahrung mit Büchern hatte“ (ebd.: 8, 330) – hier präsentiert er wieder seine ‚Autorenidentität‘ –, habe er vorgeschlagen „gebt mir eure Geschichten, ich mix das zusammen, und wir machen ’n Buch raus“ (ebd.: 8, 330ff.). Johannes S. konstruiert sich als ‚Helfer‘, als derjenige, der das Schweigen bricht, an den sich alle vertrauensvoll mit ihren Lebensgeschichten wenden können. Seine Identitätsvorstellung scheint hier relativ klar zu sein: ‚Vertreter der Opfergruppe Besatzungskinder in der Öffentlichkeit‘.

4. Fazit

Durch die chronologische Analyse des Quellenmaterials konnten wir die Entwicklung der ‚narrativen Identität‘ von Johannes S. in verschiedenen sozialen Kontexten herausarbeiten. Zwar versperrt sich das Material der sonst üblichen Rekonstruktion von Sinnkonstruktionen, die wir eigentlich in der Biographie vorzufinden erhoffen. Durch das Phänomen der ‚professionellen‘ Zeitzeug_innenschaft eröffnen sich jedoch erweiterte Betrachtungsweisen biographischer Quellen. Vor allem wird dadurch deutlich, welche Segmente von Identitätskonstruktionen in welchem sozialen Kontext erwünscht bzw. erlaubt sind, welche wiederholt und welche verworfen werden müssen. Das Preisgeben des kompletten ‚Innenlebens‘, wie Johannes S. es noch in *Depri* betrieb, wird im öffentlichen Raum – zumindest in den von uns untersuchten Formaten – als peinlich empfunden. Das suizidale Segment seiner Identitätskonstruktion darf angesprochen werden, sollte aber nicht im Mittelpunkt der Erzählung stehen und überwunden worden sein. Komplett verworfen wurden die sexualisierten Segmente der Erzählung, die in *Depri* immer darin münden, dass Johannes S. sich als ‚Opfer‘ seiner Träume oder seiner Ehefrau inszeniert.

Mit der ‚Besatzungskinder-Identität‘ – ‚Opfer‘, ‚Geheilte‘ und ‚Helfer‘ – ist Johannes S. jedoch der Sprung auf die Bühne der medialen Aufmerksamkeit, die er in *Depri* mit dem spektakulär inszenierten Selbstmord zu erreichen erhoffte, gelungen. Sein Identitätskonstrukt passt perfekt in die heutige Medienlandschaft, in der Zuschauer_innen meist durch schicksalsträchtige Geschichten gewonnen werden.

Sein Versuch, heute als emotional stabile Person aufzutreten, mag zeitweilig gut funktionieren. Spätestens mit einer genaueren Betrachtung der Quellen wird jedoch klar, dass Johannes S.’s wiederkehrende Erzählungen seiner Lebensgeschichte dazu dienen, seine ‚funktionierenden‘ Identitätskonstruktionen stetig zu aktualisieren und je nach Kontext in Teilen zu verschieben, damit er auch in Zukunft die Anerkennung und Aufmerksamkeit findet, die er zu benötigen scheint. Auch das Schreiben – und damit einhergehend die Aktualisierung seiner Identitätskonstruktion als ‚Autor‘ – scheint Johannes S. weiterhin psychische Stabilität zu verleihen. In den letzten zwei Jahren sind weitere autobiographische Schriften erschienen, in denen er von seinen Reisen bzw. Pilgerfahrten berichtet. Die ‚Besatzungskinderthematik‘ steht nicht im Fokus dieser Erzählungen, wird aber mittels der Kunst der Andeutung in jedem Band aufgegriffen.

QUELLEN

- Distelblüten: Russenkinder in Deutschland (2015): Ganderkesee: con-thor Verlag.
 E-Mail von Johannes S. an Elke Kleinau empfangen am 29.10.2015.
 Plura, Wolf B. (2012): *Depri: Ein Leben mit der Depression*. Berlin: Epubli (Self-Publishing-Plattform).
 Transkript Interview mit Johannes S. in der Talkshow Nachtcafé, ausgestrahlt am 22. Januar 2016 im SWR 3; (T NC).
 Transkript Interview mit Johannes S. und Marianne K., geführt am 26.03.2014 in Köln; (T JS).
 Weglage, Karin (2012): Vater unbekannt, in: *Miteinander leben. Familienjournal von Kirche und Leben*. Kirchenzeitung des Bistums Münster vom 16. September 2012, 8-13.

LITERATUR

- Fehrenbach, Heide (2001): ‚Ami-Liebchen‘ und ‚Mischlingskinder‘. Rasse, Geschlecht und Kultur in der deutsch-amerikanischen Begegnung. In: Klaus Naumann (Hg.): *Nachkrieg in Deutschland*. Hamburg: Hamburger Edition, 178-205.
- Fehrenbach, Heide (2005). *Race after Hitler. Black Occupation children in postwar Germany and America*. Princeton/Oxford: Princeton University Press.
- Kleinau, Elke (2015): ‚Ich wollte unbedingt zur Schule, ich bin so gern zur Schule gegangen.‘ Bildungsbiografie eines Besatzungskindes vor der Bildungsexpansion. In: Barbara Stelzl-Marx und Silke Satjukow (Hg.): *Besatzungskinder. Die Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland*, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, 166-180.
<https://doi.org/10.7767/9783205793953-007>
- Kleinau, Elke und Ingvill C. Mochmann (2015): Wehrmachts- und Besatzungskinder: Zwischen Stigmatisierung und Integration. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)*, Jg. 65, 16-17, 34-40.
- Kleinau, Elke (2016): Besatzungskinder in Deutschland nach 1945. Bildungs- und Differenzenerfahrungen. In: *Zeitschrift für Pädagogik*, Jg. 62, Heft 2, 224-240.
- Kleinau, Elke und Rafaela Schmid (2016): Aufwachsen ohne Eltern – ein Risikofaktor für Besatzungskinder? In: Elke Kleinau und Ingvill C. Mochmann (Hg.): *Kinder des Zweiten Weltkrieges. Stigmatisierung, Ausgrenzung und Bewältigungsstrategien*, Frankfurt a.M./New York: Campus, 187-205.
- Koller, Hans-Christoph (2012): *Bildung anders denken. Einführung in die Theorie transformativer Bildungsprozesse*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Kraus, Wolfgang (2000): *Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne*. Herbolzheim: Centaurus.
- Lemke Muniz de Faria, Yara-Colette (2002): *Zwischen Fürsorge und Ausgrenzung. Afrodeutsche „Besatzungskinder“ im Nachkriegsdeutschland*, Berlin: Metropol.
- Satjukow, Silke (2011): ‚Besatzungskinder‘. Nachkommen deutscher Frauen und alliierter Soldaten seit 1945. *Geschichte und Gesellschaft*, 37, 559-591.
<https://doi.org/10.13109/gege.2011.37.4.559>
- Satjukow, Silke und Rainer Gries (2015). *„Bankerte!“ Besatzungskinder in Deutschland nach 1945*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Satjukow, Silke und Barbara Stelzl-Marx (Hg.) (2015): *Besatzungskinder. Nachkommen alliierter Soldaten in Österreich und Deutschland*, Wien: Böhlau.

Zusammenfassung

Im Projekt „Besatzungskinder in Nachkriegsdeutschland – Bildungs- und Differenzenerfahrungen“ werden biographische Interviews mit Betroffenen durchgeführt. Einige Interviewte haben mittlerweile den Status ‚professioneller‘ Zeitzeug_innen, die eine durch regelmäßige Wiederholungen eingeübte narrative Identität als ‚Besatzungskind‘ präsentieren. Diese Verfestigung narrativer Strategien lässt sich besonders deutlich bei denjenigen verfolgen, von denen – neben den im Projekt durchgeführten Interviews – noch andere autobiographische Zeugnisse vorliegen. In einer Analyse, die sich strikt an der Chronologie der vorliegenden Dokumente orientiert und den Inkonsistenzen und Brüchen in den verschiedenen biographischen Erzählungen eines Betroffenen nachgeht, wird die Genese und Verfestigung einer narrativen Identität als ‚Besatzungskind‘ herausgearbeitet.